



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schwaben und die deutsche Frage.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Schwaben und die deutsche Frage.

Die staatliche Zersplitterung unsres Vaterlands drückt nicht nur denjenigen Handlungen, welche in den Bereich der Executive fallen, ihren eigenthümlichen Charakter auf, indem sie rasche Entschlüsse unmöglich macht, die Ausführung des endlich Beschlossenen hemmt, und allseitige Rücksichtnahme oder Mißtrauen schon die gemeinsamen Berathungen erschwert, sondern je concreter sich die Fragen der vaterländischen Politik gestalten, um so mehr stellen sich ihre Wirkungen auf den Volksgeist selbst, auf die Meinungen und Instinkte der verschiedenen Bevölkerungen heraus. Zu meinen, die Völker seien einig, das Trennende liege bloß in den Regierungen, ist nur eine gefährliche Täuschung. Auf dem Frankfurter Feste ist dieses Thema vielfach variirt worden, und doch welcher sprechenden Commentar bildeten dazu gleich die nächsten Vorgänge! Sofort vom Verbrüderungsfeste gingen die Einen hin, um der preussischen Regierung, die Anderen, um der österreichischen Regierung zu applaudiren, welche eben in einem Notenkriege lagen, der folgenschwerer zu werden drohte, als die Ereignisse im Jahre 1850. Jene votirten den Handelsvertrag mit Frankreich, von dem sie wußten, daß er denen ins Herz schnitt, welchen sie noch eben stürmisch die Hand gedrückt; diese bereiteten dem katholischen Innsbrucker Professor, der das einzige Wort des Particularismus in das nationale Fest schleudert, Ovationen, wohl wissend, daß sie damit der nationalen Sache der bundesstaatlichen Bewegung ins Gesicht schlugen. Sigt da das Trennende nicht tiefer, als in den Cabineten und Staatskanzleien?

In der That hat unsre Zersplitterung, wie sie ursprünglich auf Stammesverschiedenheiten und Stammesabsonderungen beruht, durch die politische Fixirung in kleineren Gebieten, welche allzulange ihren Mittelpunkt nur in sich selber hatten, auf den Geist der Bevölkerungen größeren Einfluß geübt, als wir uns gern gestehen. Aber was nützt es, die Augen dagegen zu verschließen, wo die Thatfachen allzulaut reden? Die Bewegung unsres Volkes nach Einheit und staatlicher Zusammengehörigkeit soll nicht geläugnet werden, sie ist vorhanden, aber sie scheint noch lange nicht mächtig genug zu sein, die Bande, in welche es die politische Absperrung gelegt, zu sprengen. Auch die vater-

ländischen Gedanken haben einen Kreislauf zu machen, der um so langsamer ist, als sie überall selbständige, eigenlebige Kreise zu durchdringen haben. Und wie nun diese einzelnen Kreise von verschiedenem Grade innerer Consistenz sind, die einen lockerer, die andern zäher, je nachdem Stammeseigenthümlichkeit oder die innere Kraft und Bedeutung der politischen Sonderbildung verschieden sind, so ist auch jede geistige Bewegung, wie sehr sie ihrer Natur nach an die Gesamtheit sich richtet, doch in ihren Wirkungen diesen verschiedenen Bedingungen des localen Bodens unterworfen. Sie wird hier schneller, dort langsamer Eingang finden, hier tiefer, dort oberflächlicher wirken, sie wird oft ein größeres Gebiet leichter ergreifen, und auf einem kleinen um so hartnäckigerem Widerstand begegnen.

Haben wir nur die Gesamtentwicklung im Auge und versehen wir uns im Geiste in die Zukunft, die durchlaufene Bahn rückwärts überschauend, so werden wir es nicht beklagen können, daß jede Ueberrumpelung durch eine beherrschende Hauptstadt, jedes einseitige Sichgeltendmachen eines einzelnen Stammes unter diesen Umständen ausgeschlossen ist; je langsamer die Bewegung ist, um so tiefer und allmählig auch gleichmäßiger muß sie das Ganze durchdringen. Allein für diejenigen, welche der endlichen Frucht noch ungewiß mitten an der Arbeit sind, hat dieser Gang theils etwas Entmuthigendes, theils muß er zu ungeduldigem, gewaltsamem Vorgehen reizen. Zu sehen, wie die Einen voll heißen Eifers bereit sind, die Andern in lauer Gleichgiltigkeit verharren, zu sehen, wie alle in unbestimmten Ahnungen und Hoffnungen vielleicht einig sind, in den praktischen Wegen dagegen mit Leidenschaft völlig Entgegengesetztes wollen, muß Stimmungen erzeugen, die selbst wieder der gemeinsamen Arbeit nur hinderlich sein können. Mühsam schleppt sich das Werk in den kleinsten Absätzen weiter, verworren durchkreuzen sich Ziele und Bestrebungen, und klar ist nur das Eine, daß das Haupthinderniß der Einigung des Vaterlands in jener ungleichen Vorbereitung der einzelnen Stämme besteht. Oder wären die unter sich selbst uneinigen Regierungen stark genug zum Widerstand gegen einen wahrhaft einmüthig sich kundgebenden Drang des Volks, wo schon jede einzelne Regierung machtlos ist gegenüber dem einstimmigen Wollen ihrer eigenen Bevölkerung?

Der verstorbne Diezel hat einmal das constitutionelle Leben in den Einzelstaaten als das größte Hinderniß der deutschen Einheit bezeichnet, er hat damit nur eine einzelne Erscheinung für die tiefer liegende Ursache selbst genommen. In dieser weiteren Ausdehnung ist sein paradoxer Satz vollkommen richtig. Ich weiß nicht, ob er dabei vorzugsweise die Verhältnisse seiner engeren Heimath im Auge gehabt, aber es läßt sich nicht läugnen, daß in Schwaben die deutsche Idee eine durch das Sonderleben der Provinz eigenthümlich erschwerte Stellung hat. Vom besten Willen für das gemeinsame Vaterland

beseelt, ist der Schwabe, ohne sich dessen bewußt zu sein, befangen in den Anschauungen eines seit Jahrhunderten eigenartig entwickelten Staatswesens. Die ruhmvollen, an glänzenden Erfolgen und Erscheinungen reichen Kämpfe um die Verfassung, welche die Augen des Volks im eignen Kreise festbanneten und in der That nur so die energische Kraft, die sie bethätigt, entwickeln konnten, dienten dazu, das Gefühl eigener Bedeutung, eine starke Selbstgenügsamkeit zu erzeugen und dem politischen Horizonte enge Grenzen zu stecken. Die eigenthümliche Fähigkeit des schwäbischen Naturells wirkte mit, eine solche Richtung zu befestigen, und so sehen wir denn in der That eine Anzahl tüchtiger Kräfte sich nach wie vor den Angelegenheiten des engeren Vaterlands widmen, ohne sich viel um die Dinge draußen im Reich zu kümmern.

Allein schon dies hängt theilweise zusammen mit einem Umstand, der überhaupt den größten Einfluß auf die Behandlung der allgemein vaterländischen Angelegenheiten in Schwaben hat, wir meinen die Nachwirkungen der Revolutionsjahre 1848 und 1849. Obwohl die Veränderungen, welche die Revolution für dieses Land brachte, keineswegs so bedeutend waren, als an anderen Orten, so waren doch die moralischen Wirkungen so tief als irgendwo. Zum ersten Mal hatte sich das Bewußtsein des Stamms in überströmender Begeisterung erweitert zum Nationalbewußtsein, was vorher nur Eigenthum Einzelner gewesen, theilte sich — freilich oft in naivster Weise — den weitesten Kreisen mit. Die Frage der Reichsverfassung hatte eine Krisis heraufbeschworen, in der das ganze Land eine rühmliche Einmüthigkeit und Festigkeit bewies, welcher nach wenigen Tagen erregtester Spannung auch der König sich zu beugen genöthigt war. Endlich aber hatte die Nationalversammlung mitten in Schwaben ihre letzten Anstrengungen gemacht, ihre letzten Spuren zurückgelassen. Daß Namen, wie L. Uhland, die ehrwürdigen Reste der Versammlung zierten, grub ihr Gedächtniß um so tiefer und brennender ein. Daß ein Mann wie Römer, das einst hochgefeierte Haupt der Opposition, das traurige Amt übernehmen mußte, die formelle Auflösung auszusprechen, war die Ursache, daß die Parteiverhältnisse eine Bitterkeit annahmen, die heute noch nicht überwunden ist. Der Gegensatz der Liberalen und der Demokraten, der sich wie überall im Jahr 1848 auch hier ausgebildet hatte, nahm jetzt einen fast persönlichen Charakter an und überdauerte die Zeit der Reaction, die es sonst überall verstand, die ihr gegnerischen Elemente unter sich zu einigen.

Die Reactionszeit hatte denselben Charakter, wie überall: ein staatsrettendes Ministerium, — doch nicht gerade so rücksichtslos wie anderswo, gefügige Kammern, eine kleine Opposition, die wenigstens sich Mühe gab zu retten, was zu retten war. Die Aufmerksamkeit hatte sich wieder vorwiegend inneren Angelegenheiten zugewandt, wo es genug zu thun gab, in den deutschen Fragen herrschte allgemeine Trostlosigkeit. Für die gemäßigten Parteien

war ohnedies in jenen Zeiten wenig zu thun; die Demokratie glaubte einen sicheren Boden zu haben, indem sie sich auf die Reichsverfassung stützte, in Wahrheit kehrte sie sich damit mehr und mehr von den realen Verhältnissen ab und gewöhnte sich in eine Stimmung hoffnungsloser Negation. Der Pessimismus war vielleicht nirgends stärker und allgemeiner als in Schwaben, wenn auch nur Wenige sich grundsätzlich jeder politischen Thätigkeit enthielten. Man erzählte scherzend von einer bekannten Persönlichkeit, er sehe jeden Morgen zum Fenster heraus, ob noch keine Revolution ausgebrochen sei. Die Anekdote charakterisirt vortrefflich die allgemeine Stimmung, die dahin ging, daß ohne eine Revolution nichts zu hoffen sei.

Es kam die Krisis des Jahres 1859. Der Umschwung in Preußen hatte kalt gelassen, aber der italienische Krieg ergriff die Bevölkerung aufs nachhaltigste. Es war, als sei man froh, nach der langen, gedrückten Schwüle wieder einer Aufregung sich hingeben zu dürfen. Man griff begierig nach einem Pathos, und man fand es in der Begeisterung für Oestreich, oder richtiger für eine gesamtdeutsche Action gegen Frankreich. Die Agitation der süddeutschen Presse fand den lebhaftesten Anklang in der Bevölkerung selbst, und eine Zeit lang schienen alle Parteiunterschiede zu verschwinden in dem alles absorbirenden Gefühle, dessen man sich als eines wahrhaft nationalen bewußt war. Eben als dieses Gefühl sich zu klären begann, trat der Friedensschluß von Villafranca dazwischen, der wie der allgemeinen Politik, so auch der politischen Stimmung in Deutschland eine neue Wendung gab, und von welchem sich die heutigen Parteistellungen datiren.

Es kann heute kein Zweifel mehr sein über die wahre Bedeutung dieser süddeutschen Kriegsagitation, von welcher die große Menge im besten Glauben befangen war, während nur die berechnenden Leiter wußten, was sie wollten; es kann heute kein Zweifel sein, daß, so wie die politischen Verhältnisse lagen, es für Preußen unmöglich war, den Wünschen Oestreichs gemäß sich in den Krieg zu stürzen, und daß es, als es seinen eigenen und den deutschen Interessen gemäß schließlich dazu bereit war, von Oestreich selbst daran verhindert wurde.

Allein blickt man vom Standpunkt der heutigen Spaltung Deutschlands, die durch diese Ereignisse fast unheilbar geworden, auf jene Tage zurück, so muß man doch aufs tiefste den Gang der Dinge beklagen, der es mit sich brachte, daß jene einmüthige Erhebung des Volksgeistes in Süddeutschland ohne jedes Resultat verpuffte und so schnell in das Gegentheil umschlug. Man erinnert sich jener Bestrebungen, die unmittelbar vor dem Frieden von Villafranca an mehreren Orten Deutschlands fast gleichzeitig hervortraten, und die ein Compromiß der bis dahin sich so feindlich befehdenden Parteien in sich schlossen, ein Compromiß, das dahin ging, daß Deutschland in den Kampf gegen Frank-

reich eintreten solle, die Führerschaft dagegen unbedingt an Preußen als den mächtigsten reindeutschen Staat zu überlassen wäre. Der fruchtbare Keim wurde aber zertreten durch den Frieden von Villafranca. Als dann später, nach dem Frieden, verwandte Bestrebungen wieder aufgenommen wurden, dieselben, welche zur Gründung des Nationalvereins führten, geschah es unter weit ungünstigeren Verhältnissen. Damals, vor dem Frieden, hätten sie auf die Unterstützung von ganz Schwaben zählen dürfen, nach dem Frieden trat hier ganz dieselbe trostlose Abspannung ein, wie vor dem Jahr 1859. Der Rückfall vollzog sich noch weit schneller als die Erhebung gewesen war, er war das Werk eines Tages. Und während in Mittel- und Norddeutschland nun die patriotischen Männer die Aufgabe darein setzten, der um sich greifenden Muthlosigkeit zu steuern und von dem Aufschwung des deutschen Volks zu retten, was möglich war, um es in die Bahn einer allgemeinen Reformbewegung zu leiten, verhielt man sich zu allen diesen Bestrebungen von Schwaben aus kühl, ablehnend, skeptisch, mit Vorbehalten. Man wollte sich freie Hand wahren, erhob überall besondere Ansprüche, war empfindlich, wo diese nicht berücksichtigt wurden, und wo man wirklich Theil nahm, geschah es mit halbem Herzen, mit halben Kräften.

Woher diese Stimmung, die so auffallend abstach von dem rüstigen Eifer, mit dem man anderwärts an die nationalen Aufgaben ging? Die nächstliegende Erklärung ist die, daß da, wo die Aufregung den höchsten Grad erreicht hatte, auch die Abspannung am größten sein mußte. Bei dem Zwiespalte, der die beiden deutschen Großmächte auseinanderhielt, was blieb da übrig, als eben nur wieder die Hoffnung auf jene bequeme Panacee einer allgemeinen Revolution? Man hätte vielleicht am liebsten die deutschen Angelegenheiten ihren Gang gehen lassen und etwa mit einem Votum für Kurhessen, mit einer vagen Resolution in der deutschen Frage, die man Ehrenhalber nicht umgehen konnte, sich begnügt, wenn man nicht von auswärts immer wieder angegangen, bestürmt und umschmeichelt worden wäre, so daß man denn doch diesen Bestrebungen sich nicht ganz entziehen konnte. Allein auch wenn man nun sich anschickte, mit Hand an die nationale Arbeit zu legen, so zeigte sich bald eine bemerkenswerthe Verschiedenheit der Ansichten. Während nämlich nach dem Frieden von Villafranca die Stimmung in Mittel- und Norddeutschland der Natur der Sache nach entschieden zu Preußens Gunsten umschlug, so war in Schwaben nicht das Gleiche der Fall. Man war durch das Kriegsgeschrei für Oestreich gleichsam engagirt, der großdeutsche Gedanke hatte sich, wie unmöglich er auch zu verwirklichen war, durch unablässige Wiederholung tief in den Gemüthern befestigt, der unsichere Gang der preußischen Politik wußte sich keine Achtung, viel weniger Sympathie zu erwerben, während andererseits in Oestreich sich ein hoffnungsvolles constitutionelles Leben zu entwickeln schien. Gleichwohl fühlte man sich im Grunde

ebenso wenig zu Oestreich hingezogen. Man scheute die verdächtige Bundesgenossenschaft der Fürsten und Diplomaten, der Rechberg, Dalwigk und Vorries, des ultramontanen Fanatismus. So befand man sich denn machtlos in einer unbehaglichen Mitte, man fühlte sich isolirt. Man wollte weder östreichisch noch preußisch, sondern gut deutsch sein, empfand aber zugleich, daß man damit ein Ideal, das erst zu erstreben, im Voraus wegnahm, ohne sich an der Arbeit, es herbeizuführen, zu betheiligen. Man wollte deutsch sein und konnte es nicht, und zog sich darum am liebsten wieder auf einen bequemen negativen Pessimismus zurück. Positiv war im Grunde nur die Abneigung gegen Preußen — hauptsächlich wegen des sogleich zu erörternden Vorwiegens der Demokratie —, und man hütete sich ängstlich, irgend etwas zu unterschreiben, was halbwegs der preußischen Hegemonie gleich sah. Daher die reservirte Haltung der Schwaben bei allen patriotischen Zusammenkünften, besonders aus Anlaß des Nationalvereins, daher die Abneigung gegen diesen, und als dennoch auf der Versammlung zu Plochingen durch die Beredtsamkeit von Mez und das Ueberwiegen der Landbevölkerung gegen die leitenden Persönlichkeiten der Hauptstadt der Beitritt zum Verein beschlossen wurde, fristete er in Schwaben ein mühsames, künstliches Dasein, bis auch dieses vollends erlosch.

Daß nun aber die Schwaben so vielfach von beiden Seiten umworben wurden und man ihnen die denkbarsten Rücksichten schenkte, ist eben wegen dieser ihrer Stellung nur natürlich. Gerade weil sie sich in einer unabhängigen Mitte zwischen den beiden Polen des deutschen Staatslebens befinden, würde ihr Beitritt zu einer oder der andern Seite dieser ein unlängbares Gewicht verleihen. Von dieser ihrer Wichtigkeit sind sie selbst auch vollkommen durchdrungen, und es liegt die Frage nahe, ob sie nicht um dieser ihrer Stellung willen gewissermaßen den Verus haben, eine active Vermittlerrolle zu spielen und ein lösendes Wort den Parteien hüben und drüben zuzurufen. Hierzu fehlt es aber nun doch zunächst bei allem guten Willen an den hervorragenden Persönlichkeiten, denen eine un widersprochene Autorität zur Seite stünde. Aber mehr noch, es steht den Wortführern nicht einmal die ungetheilte Unterstützung des eignen Landes zur Seite, sie sind selbst unter sich nichts weniger denn einig.

Die Ereignisse des Jahres 1859 haben die Parteiverhältnisse des Landes in eine vollständige Desorganisation gebracht. Obwohl gerade jetzt einige bedeutende innere Fragen, wie die Ablösungsgesetzgebung und das Concordat, das Land beschäftigten, stand doch die deutsche Frage von jetzt an so im Vordergrund, daß sie die Parteibildung beherrschte. Gegen dieses übermächtige Eindringen der deutschen Frage in die Parteiverhältnisse wehrte sich zwar die Demokratie nach Kräften, sie suchte lange den Schein zu wahren, als sei die Geschlossenheit der Partei unerschütterter, und auch daher rührte zum Theil das

ängstliche Bemühen, eine Entscheidung zu vertagen und sich mit halben, unbestimmten Compromissen zu begnügen. Aber es half nichts, die Desorganisation der Parteien ist eine Thatsache, die sich nicht mehr verhüllen läßt.

Es ist nun zunächst sehr bezeichnend, daß, während die Vorgänge im Jahr 1859 anderwärts, namentlich in Mitteldeutschland, eine einigende Kraft bewährten, hier das Gegentheil der Fall war. Dort vereinten sich Altliberale und Demokraten zu der einen Nationalpartei, eine Union, die eben dem Nationalverein das Dasein gab; hier scheidet noch immer die alte Abneigung beide Parteien, die nur in einzelnen inneren Fragen — und auch da oft mühsam genug, gegen das Reactionsministerium gemeinsam Front machen. Im Allgemeinen zogen sich die Altliberalen mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurück, beschränkten wenigstens ihre Thätigkeit auf die innern Landesangelegenheiten, und das große Wort fiel thatsächlich den Demokraten zu, und zwar vorzugsweise jenen richtigen Demokraten von 1848 und 49, die es nicht vergessen haben, daß an der norddeutschen Großmacht sich die Wogen der Revolution gebrochen und der Prinz von Preußen die badische Insurrection niedergeworfen hat. Diese Unthätigkeit der Altliberalen in der deutschen Frage — Ausnahmen natürlich abgerechnet — ist eine der bedauerlichsten Erscheinungen. Sie erklärt sich freilich aus mancherlei Ursachen, zumal daraus, daß sie an jüngeren Kräften keinen Nachwuchs besitzen, diese vielmehr ganz der Demokratie oder den conservativen Fractionen anheimfallen. Damit sind aber die gegenwärtigen politischen Wortführer nicht mehr der richtige Ausdruck des gesammten Landes, welches die Stimme seiner bewährtesten Vorsechter in der wichtigsten Frage ungerne vermißt.

Dazu kommt aber nun, daß das demokratische Lager selbst über die deutsche Frage zerfallen ist, und daß andererseits eben durch das Dominiren dieser Frage Fractionen, die sonst nicht den mindesten Halt in der Bevölkerung hätten, zu einer gewissen Bedeutung gelangt sind. So bietet denn Schwaben mit Rücksicht auf die deutsche Frage eine höchst mannigfaltige politische Musterkarte dar. Und wenn man auch im Allgemeinen die Stimmung des schwäbischen Stammes dahin bezeichnen kann, daß sie gut deutsch gesinnt, weder östreichisch noch preussisch sei, so reicht man doch in concreten Fällen mit dieser Allgemeinheit nicht aus, und die tonangebenden Kreise scheiden sich in so viele Nuancen, daß nicht umgangen werden kann, sie im Einzelnen zu charakterisiren.

Die Anhänger der Bundesstaatspartei fehlen auch in Württemberg nicht. Hat doch Paul Pfizer, einer der ersten Propheten der Gagern'schen Idee, aber leider durch schwere Krankheit seit längerer Zeit vom öffentlichen Leben fern gehalten, erst vor kurzem wieder ein kräftiges Lebenszeichen dieser Gesinnung gegeben. Ein Theil der Altliberalen hält treu zu dieser Fahne, und Viele der protestantisch Gebildeten, der Lehrer und Beamten, des Handelsstandes bekennen

sich noch heute zu den Grundsätzen, denen freilich in den Jahren 1848 und 49 ein weit größerer Theil der Bevölkerung anhing. Denn es läßt sich nicht läugnen, daß die Zahl derer, die auf Preußen blicken und hoffen, sich von Jahr zu Jahr verringert hat — in Berlin möge man sich selbst die Frage beantworten, was der Grund dieser Erscheinung sei, für welche jenes beschämte Erröthen am bezeichnendsten ist, das man zuweilen an solchen wahrnimmt, die daran erinnert werden, daß sie einst auch zu den Gothaern oder, wie sie von einer im Jahr 1849 gehaltenen Versammlung hier heißen, zu den „Blockingern“ gehört haben. Diejenige Ueberzeugung, daß abgesehen von allen Sympathien aus rein politischen Gründen an Preußen als dem einzig möglichen Kern eines künftigen deutschen Staatswesens festgehalten werden müsse, welches, auch die Ministerien und die zur Zeit in Berlin vorwaltenden Tendenzen seien, ist nur schwach vertreten. Jedenfalls ist die Partei ohne Führer, ohne Einfluß, es ist im Grunde gar keine Partei, man könnte sie die Stillen im Lande nennen. Daß der Abgeordnete der Stadt Stuttgart dieser Richtung angehört, erlaubt keinen Schluß auf die politische Gesinnung seiner Mandanten, und daß auch die Wendung von 1858 und 59 ihr keine festere Organisation, kein kräftigeres Selbstvertrauen zu geben vermochte, ist ebenso eine Anklage, deren Adresse nach Berlin geht, als es bezeichnend für die öffentliche Meinung im Süden ist.

Ihnen zunächst steht derjenige Theil der Demokratie, der sich dem Nationalverein angeschlossen hat. Es läßt sich diesen Männern weder patriotische Nüchternheit, noch ein gewisser Erfolg absprechen. Sie waren bemüht, der nationalen Idee Eingang zu verschaffen und für die Anknüpfung an die in Norddeutschland vorwiegenden Ansichten zu wirken. Es sind dieselben Männer, die genannt werden, wenn bei Berathung allgemein vaterländischer Angelegenheiten auch Württemberg betheiligt war. Aber da es nur Wenige waren, die von Anfang an die Nothwendigkeit erkannten, daß Württemberg dem Nationalverein die Hand biete, so ist auch später der Beitritt nur zögernd und mit jenen Vorbehalten erfolgt, die immer wieder zu den bekannten Vermittlungsversuchen führten. Die schwäbische Demokratie wird immer eine gesonderte Stellung innerhalb der nationalen Partei einnehmen. Sie wäre nicht zurückgeblieben, wenn ein kräftiger Wille die Reformfrage in die Hand genommen hätte, und auch in Zukunft wird sie stets zu Verständigungen mit den nationalen Parteien des Nordens bereit sein, aber es ist bezeichnend, daß sie in neuerer Zeit fast noch eifriger Anknüpfungspunkte mit den österreichischen Abgeordneten gesucht hat, wie sie überhaupt jede Aussicht auf eine großdeutsche Lösung mit Sympathie begrüßen würde, wäre es auch eine Directorialregierung, wofern nur zugleich eine wirkliche Volksvertretung geschaffen würde, — als ob neben einer vielköpfigen Executive ein wirkliches Parlament existiren könnte!

Damit nähert sich diese Partei gegenwärtig wieder mehr jenem rein demokratischen Lager, das von Anfang an das Bündniß mit dem Nationalverein zurückgewiesen hat und im Grund nur das Schlagwort: Centralgewalt und Parlament wiederholt, ohne sich viel um das Wie zu kümmern. Die demokratische Idee überwiegt hier über die nationale, das Rumpfsparlament spuckt noch in den Köpfen, und am liebsten speculiren sie auf die Zertrümmerung der beiden deutschen Großstaaten, um aus ihren Trümmern das eine Gesamtdeutschland auf demokratischer Basis aufzubauen. Die praktische Wirkung dieser Stellung ist natürlich keine andere, als ein particularistisches Sichzurückziehen von den wirklichen Einigungsversuchen, das schließlich nur der Bundestagspolitik, Oesterreich und den Würzburgern zu gut kommen kann.

Doch ist von diesen eine kleine Fraction der Demokratie immerhin noch zu unterscheiden, die theils aus confessionellen, theils aus volkswirthschaftlichen Motiven, theils aus bloßem überschwänglichen Haß gegen Preußen mit Bewußtsein zur Fahne Oesterreichs hält und selbst das Zwanzigmillionenreich mit in Kauf nähme, wenn nur die verhaßte preußische Hegemonie abgewendet würde.

Sie reichen dann die Hand den conservativen Großdeutschen, welche der Allgemeinen Zeitung ihre Politik entnehmen oder auch ertheilen. Im Volke hat dies conservative Großdeuthum, an welches sich doch zugleich alle diejenigen hängen, denen es mit der Reform überhaupt nicht Ernst ist, keinen Boden, was sich am deutlichsten herausstellen wird, wenn es, wie verlautet, in der schwäbischen Hauptstadt mit einem eigenen Organ hervortreten wird. Aber obwohl erst mit dem gegenwärtigen Landtag aufgetaucht, ist es vielleicht die disciplinirteste, thätigste Partei, deren Verbindungen bis in die obersten Regierungskreise reichen. Gewandte, ehrgeizige Agitatoren stehen an der Spitze, und es ist keine Frage, daß durch sie im Gegensatz zu den alten Parteien ein ganz neues Element in die Kammer gekommen ist, dessen Gewicht sich in mehr als einer Frage geltend machen wird. Es ist bezeichnend, daß diese Partei in fluger Taktik sich nicht dem sogenannten großdeutschen Verein angeschlossen hat, der sich in Oberschwaben unter klerikalen Auspicien gebildet hat, übrigens kaum der Rede werth ist. Hinter ihm steht die ultramontane Partei, die aus den Concordatskämpfen im vorigen Jahr, wenn auch empfindlich geschlagen, doch mit erneuter Mührigkeit hervorgegangen ist. Auch in der Kammer gehören ihr eine Anzahl Sitze an. Fügen wir nun noch bei, daß die Regierung in ihren Beamten ein Häuflein unbedingt Ergebener besitzt, so sind damit alle Nuancen erschöpft, die in dieser Beziehung in Betracht kommen, und nach dem Wiederzusammentritt der Kammern im Herbste bei der Berathung der Anträge in der deutschen Frage zum Wort kommen werden.

Es liegen der staatsrechtlichen Commission drei Anträge in der deutschen Frage zur Berichterstattung vor, einer von der demokratischen, einer von der Grenzboten III. 1862.

großdeutsch-conservativen, ein dritter von der ultramontanen Partei. Werden die Debatten auch manches Interessante zu Tage fördern, so wird doch das Ergebniß voraussichtlich ohne Gewicht sein. Denn entweder dringt eine der Parteien mit ihrem Antrag durch, dann wird die Mehrheit eine sehr unbedeutende sein; wird aber ein großer Majoritätsbeschluß erzielt, so geschieht es mit Hülfe eines Vermittlungsantrags, der alle Parteien schon, keine befriedigt, dem übrigen Deutschland nichts bietet.

Wichtiger ist die Frage: was ist nun überhaupt das Resultat der im Obigen geschilderten Lage? Ein erfreuliches ist es in keinem Fall. Noch sind zwar die Elemente einer nationalen Partei vorhanden, aber ihre Sammlung und gedeihliche Wirksamkeit hängt davon ab, daß endlich eine praktische Wendung in der deutschen Frage geschieht. Noch wäre es nicht ohne bedeutende Wirkung auf den Geist der Bevölkerung, wenn Preußen mit kräftiger Hand seinen Beruf erfaßte. Aber man täusche sich nicht, dieselben Elemente werden mit jedem Tage mehr in die entgegengesetzte Strömung gedrängt. Die wachsende Hineigung zu Oestreich ist unverkennbar, jeder scheinbare Annäherungsversuch, ja jede Aggression dieser Macht wird mit Beifall begrüßt, und das Ansehen Preußens, von dem man so lange vergebens eine „That“ erwartete, ist auch in solchen Dingen gesunken, wo es unbezweifelt eine That im Interesse des Fortschritts deutscher Nation gethan hat.

Ein Beweis ist der Gang, den die Angelegenheit des Handelsvertrags genommen hat. Allerdings sind gerade in Schwaben auch die volkwirthschaftlichen Bedenken gegen den Vertrag besonders stark gewesen. Dennoch läßt sich die fast einstimmige Verurtheilung desselben durch die öffentliche Meinung nur aus den herrschenden politischen Antipathien und Sympathien erklären. Wir erinnern uns nicht, — mit Ausnahme des Minoritätsgutachtens der Stuttgarter Handelskammer — auch nur eine einzige Stimme zu Gunsten des Vertrags aus Schwaben vernommen zu haben, die in die Oeffentlichkeit kam. Diese Erscheinung ist unerhört, aber sie entspricht der wirklichen Sachlage. Im Anfang verlautete wohl, daß mehrere Politiker von Einfluß günstig für den Vertrag gestimmt seien; aber vergebens wartete man auf eine Kundgebung, auf ein einziges Wort in der Presse. So sehr überwog die östreichische Strömung, daß sie jede entgegengesetzte Meinungsäußerung verhinderte, sei es daß die Diffidentirenden eingeschüchtert waren, oder von vornherein das Vergebliche eines Versuchs, die öffentliche Meinung aufzuklären, erkannten, oder vielleicht gar selbst in das andere Lager hinübergezogen wurden.

Allein die Frage des Handelsvertrages ist selbst nur der Anfang der Krise, in welche wir eingetreten sind, und die Stellung, welche Württemberg, Volk und Regierung, bis jetzt eingenommen, ist ein Fingerzeig auch für seine künftige Haltung. Die Anerbietungen Oestreichs, die Projecte der Würzburger wer-

den in dem Grade im Werthe steigen, als Preußen in seiner bloßen Negation verharret. Hätte es zur rechten Zeit die Initiative zur Schaffung eines Zollparlaments ergriffen, so hätte dieser Schritt auch in Schwaben auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen, es wäre ein bedeutsamer Vorgang für die Lösung der deutschen Frage gewesen, und die ganze jetzige Krisis wäre dadurch vermieden worden, denn gestützt auf das Zollparlament hätte Preußen den Widerspruch der Regierungen oder einzelner Landschaften nicht zu fürchten gehabt. Heute, nachdem die Gegensätze bereits auf einander geplatzt sind, ist es mehr als zweifelhaft, ob das Zollparlament die bestehenden Schwierigkeiten beseitigen würde, es würde auch auf keinen Dank in Süddeutschland mehr rechnen dürfen, wo man in wirklichem oder affectirtem Troze mehr und mehr in dem Gedanken an eine Auflösung des Zollvereinsbandes und an eine Zolleinigung der süddeutschen Staaten mit Oestreich sich gefällt.

Noch ist nicht alles verloren, aber vieles wieder gut zu machen. Es ist nicht genügt, daß Preußen entschieden auf dem von ihm eingeschlagenen handelspolitischen Wege beharrt, um den Widerstand der Minorität der Zollvereinsstaaten zu überwinden. Die Kraft des letzteren ist nicht zu unterschätzen, er dürfte sich nur zum völligen Bruche steigern, wenn Preußen mit der handelspolitischen nicht zugleich seiner politischen Aufgabe gerecht wird. Nur wenn Preußen die nationalen Elemente des deutschen Volkes wieder für sich gewinnt und auf sie gestützt eine wahrhaft deutsche Politik treibt, wird sich vermeiden lassen, was das größte Nationalunglück wäre, aber deutlich im Hintergrund der jetzigen Kämpfe droht: — die handelspolitische, später die politische Trennung Deutschlands durch die Mainlinie.

---

### Die östreichische Reiterei.

Keine Truppe der östreichischen Armee ist seit ihrem Bestehen in ihrem Geiste, ihrem Wirken, ihren innern Institutionen, ihren Tugenden und Vorzügen, aber auch in ihren Mängeln und Schattenseiten so unverändert geblieben, als die Reiterei. Sie unterscheidet sich mehr als irgend ein anderer Bestandtheil des Heeres von den gleichnamigen Truppen aller andern Staaten